

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Davidson, Donald  
**Wahrheit, Sprache und Geschichte**

Aus dem Amerikanischen von Joachim Schulte

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-58506-1

SV



Donald Davidson  
Wahrheit,  
Sprache und Geschichte

Aus dem Amerikanischen  
von Joachim Schulte

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:

*Truth, Language, and History*

Erstmals veröffentlicht in englischer Sprache 2005.

Die Übersetzung erscheint mit freundlicher Genehmigung  
von Oxford University Press.

© in this volume Marcia Cavell 2005

*Truth, Language, and History* was originally published in English in 2005.

This translation is published by arrangement with Oxford University Press.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation

in der Deutschen Nationalbibliografie;

detaillierte bibliografische Daten sind im Internet

über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2008

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Alle Rechte vorbehalten,

insbesondere das des öffentlichen Vortrags

sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,

auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz und Druck:

Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

Erste Auflage 2008

ISBN 978-3-518-58506-1

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

*Für unsere Enkel*

*Max und Natalie Boyer  
Alex und Elizabeth Batkin*



# Inhalt

Einleitung von Marcia Cavell . . . . .	9
--	---

## *Wahrheit*

1. Rehabilitierung der Wahrheit (1997) . . . . .	25
2. Die Torheit des Versuchs, den Wahrheitsbegriff zu definieren (1996) . . . . .	48
3. Methode und Metaphysik (1993) . . . . .	78
4. Bedeutung, Wahrheit und Belege (1990) . . . . .	89
5. Auf dem Weg zum Wahrheitsbegriff (1995) . . . . .	114
6. Quine über Wahrheit (1994) . . . . .	141

## *Sprache*

7. Eine hübsche Unordnung von Epitaphen (1986) . . . . .	151
8. Der soziale Aspekt der Sprache (1994) . . . . .	181
9. Durch die Sprache sehen (1997) . . . . .	206
10. James Joyce und Humpty Dumpty (1989) . . . . .	229
11. Der Dritte (1992) . . . . .	252
12. Die Sprache der Literatur (1993) . . . . .	262

## *Anomaler Monismus*

13. Denkende Ursachen (1993) . . . . .	287
14. Gesetze und Ursache (1995) . . . . .	312

## *Philosophiegeschichtliche Überlegungen*

15. Platons Philosoph (1985) . . . . .	343
16. Der Sokratische Wahrheitsbegriff (1992) . . . . .	369
17. Dialektik und Dialog (1994) . . . . .	384
18. Gadamer und Platons <i>Philebos</i> (1997) . . . . .	398



19. Der Aristotelische Handlungsbegriff (2001) . . . .	420
20. Spinozas kausale Theorie der Affekte (1993) . . . .	448
Anhang: Erwiderungen auf Rorty, Stroud, McDowell und Pereda (1998) . . . . .	
	476
Literatur . . . . .	497
Textnachweise . . . . .	505
Register . . . . .	509

## Einleitung

Als mein Mann am 30. August 2003 völlig unerwartet starb, war der Vertrag über die Veröffentlichung des vierten und fünften Bands seiner gesammelten Abhandlungen mit Oxford University Press bereits abgeschlossen. Wenn man von den Einleitungen absieht, waren beide Bände – *Probleme der Rationalität* und *Wahrheit, Sprache und Geschichte* – so gut wie druckreif. Indem ich sie jetzt an Stelle meines Mannes herausbringe, folge ich seinem Beispiel bei der Herausgabe der ersten drei Bände, das heißt, ich werde einige einführende Worte zu dieser Sammlung insgesamt sagen und anschließend jeweils ein oder zwei Absätze zu den einzelnen Artikeln. Mag sein, daß ich den Akzent nicht immer richtig gesetzt und vielleicht sogar inhaltliche Fehler gemacht habe, aber ich hoffe, daß Donald den Eindruck hätte, daß ich nicht allzu weit vom Ziel abgekommen oder zumindest nahe genug dran bin, um seinen Lesern eine Hilfe zu sein. Was die Texte selbst betrifft, stimmen sie, außer einigen korrigierten Druckfehlern, genau mit den angegebenen Originalpublikationen überein.

Die Abhandlungen des vorliegenden Bandes sind in vier Gruppen eingeteilt. In ihnen geht Davidson weiter den Themen nach, die ihn über fünfzig Jahre lang beschäftigt haben: die Beziehung zwischen Sprache und Welt, zwischen Sprecherintention und sprachlicher Bedeutung, Sprache und Geist, Geist und Körper, Geist und Welt, Geist und Fremdpsychischem. Er fragt: Welche Rolle spielt der Wahrheitsbegriff bei diesen Untersuchungen? Hat eine wissenschaftliche Weltsicht Platz für das menschliche Denken, ohne es auf etwas Materielles und Mechanistisches zu reduzieren?

Das grundlegende Bild, das sich Davidson macht, kann vielen dieser Artikel entnommen werden: Wir lernen die Welt nicht

indirekt kennen – durch Vermittlungsinstanzen wie Sinnesdaten, Repräsentationen oder auch die Sprache –, sondern direkt. Zunächst kommt das Denken durch interpersonelle Kommunikation in einer gemeinsamen materiellen Welt zum Vorschein, und es entwickelt sich weiter, indem wir einander in Gespräche verwickeln. Sprache ist von Kommunikation abhängig, nicht umgekehrt. Dies ist die von Davidson an anderer Stelle geschilderte Situation der Triangulation: Zwei Lebewesen verständigen sich über eine gemeinsame Welt. Was das Verhältnis zwischen Geist und Körper betrifft, braucht unsere Ontologie nichts weiter als materielle Gegenstände und Ereignisse zu postulieren. Für unsere Erklärungen brauchen wir allerdings zwei Vokabulare, die nicht aufeinander zurückgeführt werden können – eines für Psychisches und eines für Physisches. In den letzten sechs Abhandlungen entdeckt Davidson Zusammenhänge zwischen seinen eigenen Ansichten und den Vorstellungen einiger bedeutender Philosophen der Vergangenheit.

*Abhandlung 1:* In »Rehabilitierung der Wahrheit« untersucht Davidson die skeptische Einstellung zum Wahrheitsbegriff, die im vorigen Jahrhundert in vieler Hinsicht zum Ausdruck gekommen ist. Den Wahrheits skeptikern gesteht er zu, daß die Korrespondenz- und die Kohärenztheorie ebenso wie pragmatische und epistemische Theorien der Wahrheit allesamt gescheitert sind. Wie er darlegt, folgt daraus aber nicht, daß man sich der These einiger »Deflationisten« anschließen und den Wahrheitsbegriff als nutzlos abtun kann. Im Gegenteil, der Wahrheitsbegriff spielt eine Schlüsselrolle, wenn es darum geht, die Welt und die Psyche handelnder Lebewesen zu verstehen.

In der 2. *Abhandlung*, »Die Torheit des Versuchs, den Wahrheitsbegriff zu definieren«, wird die These begründet, es sei unmöglich, den Wahrheitsbegriff und damit zusammenhängende Themen des philosophischen Fragens wie Wissen,

Glauben, Absicht und Erinnerung auf elementarere Begriffe zurückzuführen, denn sie selbst gehören zu den elementarsten, die wir kennen. Sodann geht Davidson auf Tarskis Wahrheitstheorie ein, um schließlich eine radikale Alternative zu den in der 1. Abhandlung betrachteten Wahrheitstheorien vorzuschlagen. Diese Alternative zielt darauf ab, die empirischen Verbindungen zwischen dem Wahrheitsbegriff und beobachtbarem menschlichen Verhalten aufzuspüren. Ein methodologisches Modell dieses Projekts ist Frank Ramseys Entscheidungstheorie zur Konstruktion subjektiver Wahrscheinlichkeiten.

*Abhandlung 3:* In »Methode und Metaphysik« macht Davidson geltend, daß die Semantik der Metaphysik als Methode dienen kann. Er zitiert Tarski, der seinerseits Aristoteles zitiert: »Vom Seienden zu sagen, daß es nicht sei, oder vom Nichtseienden, daß es sei, ist falsch, wogegen vom Seienden zu sagen, daß es sei, oder vom Nichtseienden, daß es nicht sei, wahr ist.« Wenn wir über eine richtige Semantik für eine Sprache verfügen, können wir wissen, daß die den Ausdrücken zugeordneten Gegenstände wirklich existieren. Davidson betrachtet zwei Probleme, die sich anscheinend im Hinblick auf diese Konklusion ergeben. Das erste ist die Unerforschlichkeit des Bezugs: die von Quine hervorgehobene Tatsache, daß ein Interpret zahllose gleich befriedigende Möglichkeiten hat, den Ausdrücken der Sprache eines Interpretanten Gegenstände zuzuordnen. Daraus ergibt sich jedoch, wie Davidson erwidert, keine wirkliche Bedrohung für die Objektivität unserer ontologischen Schlußfolgerungen. Denn um eine Sprache verständlich zu finden, müssen wir feststellen, daß sie über viele Dinge reden kann, über die wir ebenfalls reden. »Es mag sein, daß die Unerforschlichkeit des Bezugs eine sonderbare Zuordnung von Gegenständen zu Wörtern nach sich zieht; die Gesamtontologie, auf welche die Sprache aus unserer Sicht festgelegt ist, kann sie aber nicht tangieren.« Das zweite Problem ist folgendes: Wenn wir die Semantik

und folglich auch die Ontologie einer Sprache beschreiben, müssen wir uns auf die Entitäten berufen, von denen *wir* glauben, daß sie existieren; und das sind eben die Entitäten, die zur Ontologie unserer Sprache gehören. Es gibt also offenbar keine Möglichkeit für uns, von unserer Semantik ausgehend zu Wahrheiten über eine objektive Welt voranzuschreiten. (Dieses Problem entspricht der folgenden, in den Abhandlungen 15 und 16 erörterten Frage: Wie kann uns der Dialog über den Versuch, unsere Meinungen konsistenter zu gestalten, hinaus- und zu der Entdeckung hinführen, welche unserer Überzeugungen wahr sind, oder sogar zu völlig neuen Überzeugungen?) Darauf antwortet Davidson, daß beim Interpretieren zwei methodologische Prinzipien zum Einsatz kommen, die uns, wenn wir sie miteinander verbinden, den Ausweg aus der scheinbaren Sackgasse zeigen: (1) Der Interpret muß in den Überzeugungen, die er einem Akteur zuschreibt, ein durchweg konsistentes Muster finden. (2) Der Interpret muß die kausalen Zusammenhänge zwischen Geist und Welt respektieren, die aus den Mitteilungen des Interpretanten hervorgehen – Zusammenhänge, die den Sprecher, den Hörer und das gemeinsame Außenwelt-Objekt, auf das sie beide reagieren, miteinander verbinden. Tarski braucht, wie er feststellt, keine Entitäten, die ganzen Sätzen entsprechen, sondern nur Entitäten, die zum Gegenstandsbereich der Variablen gehören. Nach Davidson wird eine akkurate Semantik einige dieser Entitäten richtig ausfindig machen, denn »direkte Konditionierung von Wörtern auf Gegenstände muß die Grundlage korrekter Interpretationen bilden«. (Das heißt bei Davidson »Triangulation«.)

Die Ausgangsfrage der 4. *Abhandlung* – »Bedeutung, Wahrheit und Belege« – lautet: Hat Quine recht, wenn er meint, der proximale Reiz an den Nervenenden sei ausschlaggebend für die Bedeutung? Oder ist es vielmehr der distale Reiz – der Gegenstand oder das Ereignis in der gemeinsamen, öffentlichen Welt, auf den sich der Interpret und der Interpretierte

bei der Triangulation beziehen? Wie Davidson darlegt, gibt nur die zweite Auffassung Aufschluß über die Möglichkeit der Kommunikation und stützt Quines eigene These, mit der Bedeutung könne es nicht mehr auf sich haben, als was eine zureichend ausgestattete Person – der Interpret – erfahren und beobachten kann.

In den *Abhandlungen 5 und 6* (»Auf dem Weg zum Wahrheitsbegriff« und »Quine über Wahrheit«) werden die in der 4. Abhandlung begonnenen Untersuchungen zu Quine fortgesetzt, indem nun auch die folgenden Fragen aufgeworfen werden: Ist Quines Wahrheitstheorie deflationär? Welches sind die Implikationen der Bedeutungsunbestimmtheit für eine Wahrheitstheorie? Was meint Quine, wenn er sagt, Wahrheit sei »immanent«?

*Abhandlung 7:* In »Eine hübsche Anordnung von Epitaphen« behauptet Davidson, unsere Fähigkeit, das von einem Sprecher Gemeinte auch dann zu verstehen, wenn er Wörter in verfehlter oder neuartiger Weise verwendet, bringe die Notwendigkeit mit sich, die übliche, auf gemeinsame Regeln und Konventionen abhebende Analyse der Sprachkompetenz und der Kommunikation fallenzulassen.

In der 8. *Abhandlung*, »Der soziale Aspekt der Sprache«, erläutert Davidson seine in »Eine hübsche Anordnung von Epitaphen« aufgestellte These, wonach »es so etwas wie eine Sprache gar nicht gibt, sofern eine Sprache der Vorstellung entsprechen soll, die sich viele Philosophen und Linguisten von ihr gemacht haben«. Der Sprachbegriff, gegen den sich Davidson zur Wehr setzt, beinhaltet, sprachliche Verständigung sei davon abhängig, daß Sprecher und Hörer über die gleiche bestimmbare Menge syntaktischer und semantischer Regeln verfügen. Faktisch gibt es solche Gemeinsamkeiten, aber für die sprachliche Kommunikation sind sie weder notwendig noch hinreichend. Was wesentlich ist, sind gemeinsame allgemeine Informationen und Vertrautheit mit nichtsprachlichen Institutionen. (»Wir haben die Grenze beseitigt

zwischen der Kenntnis einer Sprache und dem generellen Sich-in-der-Welt-Auskennen.«)

Ebenso wie Michael Dummett ist Davidson der Ansicht, eine Bedeutungstheorie setze die Wittgensteinsche Unterscheidung voraus zwischen dem richtigen Gebrauch der Wörter und der bloßen Meinung, daß man sie richtig verwende, zwischen dem Befolgen einer Regel und der Meinung, daß man ihr folge. Außerdem sind beide Autoren der Ansicht, soziale Interaktionen seien nötig, um diese Unterscheidung zu erfassen. Erforderlich ist, daß Sprecher und Hörer die Vorstellung von einer Norm haben – von dem, was es heißt, etwas richtig zu machen. Daß man sich in Einklang mit dem sozial akzeptierten Sprachgebrauch ausdrückt, mag eine solche Norm sein, aber für die Kommunikation ist es ohne Belang. Vielmehr ist Kommunikation dann erfolgreich, wenn der Sprecher so verstanden wird, wie er verstanden werden möchte. Erforderlich ist letzten Endes nicht eine Menge gemeinsamer Regeln, sondern die Fähigkeit von Sprecher und Hörer, zwischen den Reaktionen des Sprechers und dem Auftauchen eines beiden zugänglichen Reizes in der ihnen gemeinsamen Welt eine wechselseitige Beziehung herzustellen. »Meinen und Bedeutung setzen voraus, daß man [...] von anderen verstanden werden kann. Dagegen gibt es keinen [...] Grund, warum Praktiken etwas Gemeinsames sein müßten.« Meinen und Bedeutung beruhen auf erfolgreicher Interpretation – nicht umgekehrt.

In der 9. *Abhandlung*, »Durch die Sprache sehen«, geht es um folgende These: Es stimmt zwar, daß wir die Welt in einem wichtigen Sinn durch die Sprache sehen, aber es gibt weitverbreitete Deutungen dieser Metapher, die falsch sind. Die Sprache ist weder ein Medium, das genau aufzeichnet, was draußen vor sich geht, noch ein die Welt bedeckender Schleier, der sie verhüllt. Ohne die Sprache würden wir die Dinge nicht so begreifen, wie wir es tun; aber daraus folgt nicht, daß jede Sicht der Dinge unweigerlich verzerrt ist. Im Gegenteil: Man könnte sich die Sprache wie ein Wahrneh-

mungsorgan denken, wie etwas, durch das – das heißt *mittels* dessen – man buchstäblich in die Lage versetzt wird, die Welt zu sehen. Die Sprache unterscheidet sich insofern von den Sinnesorganen, als sie ihnen wesentlich ist, damit sie *propositionales* Wissen liefern können. Diese Überlegung führt Davidson zu einer Kritik des Gedankens des *Mentalesischen*, also der These, es gebe eine angeborene »Sprache des Geistes«, und zu einer Erörterung der Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit Lebewesen Begriffe, Gedanken und Sprache erwerben können. Bedeutung entsteht durch interpersonelle Kommunikation über eine gemeinsame, öffentliche Welt und beruht darauf, daß menschliche Wesen gemeinsame Bedürfnisse und Interessen haben. Begriffe, Sprache und Denken treten zusammen auf.

*Abhandlung 10:* In »James Joyce und Humpty Dumpty« wird die in den Abhandlungen 7 und 8 begonnene und in der 12. Abhandlung wieder aufgenommene Untersuchung des Spannungsverhältnisses fortgesetzt, das zwischen der Vorstellung, die Sprecherintentionen bestimmten das Gemeinte, und dem Gedanken bestehen soll, das von einem Sprecher Gemeinte hänge davon ab, welches Verständnis er vom Hörer erwarten kann. Das ist, wie Davidson ausführt, eine falsche Alternative: Das Gemeinte ist zwar von der Intention des Sprechers abhängig, doch diese Intention schließt das vom Hörer erwartete Verständnis mit ein. Demnach läßt die von Humpty Dumpty [in Lewis Carrolls *Alice hinter den Spiegeln*] vertretene Bedeutungstheorie – »Wenn *ich* ein Wort gebrauche, bedeutet es genau das, was es nach meinem Willen bedeuten soll« – das ausschlaggebende interpersonelle Element unberücksichtigt. Der Sprachgebrauch kann jedoch mehr oder weniger kreativ sein. Joyce selbst hat gemeint, sein kühner Gebrauch der Wörter trage ihn in gewissem Sinne über die eigene Sprache, die eigene Gesellschaft und das eigene Ich hinaus. Davidson legt dar, daß dem Leser ein ähnliches Maß an Kreativität und Distanznahme zugemutet wird.



In der *II. Abhandlung*, »Der Dritte«, wird der Zyklus »Blind-Time Davidson« thematisiert. Diese Zeichnungen des Künstlers Robert Morris wurden von Davidsons Artikelsammlung *Handlung und Ereignis* angeregt. Jede dieser Zeichnungen enthält ein Bruchstück aus einem Aufsatz von Davidson und eine Beschreibung der Absicht, die der Künstler hatte, als er (mit verbundenen Augen) seine Zeichnungen anfertigte. Davidson schreibt: »Was Morris abgebildet hat, ist das wesentliche Element, von dem der Begriff des autonomen Objekts (und der Welt) abhängt: ein intersubjektives Maß des Irrtums und des Erfolgs, der Wahrheit und der Falschheit. Er hat uns in die Lage versetzt, zusammen mit ihm durch Triangulation den Ort seiner schöpferischen Akte zu bestimmen.«

*Abhandlung 12*: In »Die Sprache der Literatur« wird die Frage nach den einschränkenden Bedingungen für die Interpretation literarischer Texte aufgeworfen. Davidson beginnt mit einer allgemeinen Einleitung, um darzulegen, inwiefern die – stets mannigfaltigen – Absichten eines Sprechers oder Autors der Schlüssel zu dem von ihm Gemeinten sind. Die erste dieser Absichten ist die, daß man Wörter äußern möchte, denen der Interpret eine bestimmte Bedeutung zuordnen wird. Diese Bedeutung, die von anderen Autoren »buchstäbliche« Bedeutung genannt wird, heißt bei Davidson »erste« Bedeutung. Die Möglichkeit von Sprache, Denken und Interpretation beruht auf der oben genannten Situation der Triangulation, in der Sprecher und Hörer zueinander sowie beide zu einem gemeinsamen, für beide wahrnehmbaren Gegenstand in der öffentlichen Welt in Beziehung stehen und im Hinblick auf den sie die Reaktionen des jeweils anderen beobachten können. Gibt es in der Literatur etwas Ähnliches wie diese Triangulationssituation? Ja, das gibt es, und die Rolle des gemeinsamen öffentlichen Objekts wird nun von einem gemeinsamen Hintergrund übernommen, der einschränkt, welche gemeinten Bedeutungen einem Autor ver-

ständlicherweise zugeschrieben werden können. Natürlich werden die Interpretationen eines Texts von einer Person zur anderen, von einer Kultur zur anderen und von einem Jahrhundert zum anderen variieren. Daraus folgt aber nicht, daß ein Text bedeutet, was immer seinen Lesern in den Sinn kommt, denn Meinungsverschiedenheiten über die Bedeutung eines Texts sind – ebenso wie Meinungsverschiedenheiten über andere Gegenstände und Situationen in der Welt – nur möglich, wenn es eine gemeinsame Grundlage, also Übereinstimmung gibt.

In der 13. *Abhandlung*, »Denkende Ursachen«, geht Davidson auf eine häufig geäußerte Kritik an seiner Theorie des anomalen Monismus (= AM) ein. Dieser Kritik zufolge behauptet die Theorie, das Geistige sei in kausaler Hinsicht träge. Wie Davidson ausführt, rührt diese Kritik von einem Mißverständnis seines Gebrauchs des Begriffs »Supervenienz« her, der zwar ontologischen Monismus, nicht aber definitorischen oder nomologischen Reduktionismus impliziert. Außerdem verkennt die Kritik oft die folgenden Punkte: Kausale Beziehungen sind extensionale Beziehungen, die zwischen singulären Ereignissen bestehen, egal, wie diese Ereignisse beschrieben werden; Davidson bestreitet nur die Existenz *striker* psychophysischer Gesetze; der anomale Monismus beruht auf einer Unterscheidung, der zufolge zwischen Einzelereignissen bestehende kausale Relationen etwas anderes sind als kausale Erklärungen, die es mit Gesetzen und daher mit Typen von Ereignissen zu tun haben.

Über die 14. *Abhandlung* (»Gesetze und Ursache«) hat Davidson zusammenfassend geschrieben: »Die Argumentation für den anomalen Monismus beruht zum Teil auf der These, jede wahre singuläre Kausalaussage, die eine Beziehung zwischen zwei Ereignissen herstellt, werde von einem Gesetz untermauert, das diese Ereignisse abdeckt, wenn sie richtig beschrieben werden. Im vorliegenden Artikel wird der Versuch gemacht, diese These zu klären und zu verteidigen, indem ei-

nige begriffliche Beziehungen zwischen den Begriffen ›Ereignis‹, ›Gesetz‹ und ›Gegenstand‹ aufgespürt werden.«

In den *Abhandlungen 15-18* wird die Frage aufgenommen, ob die Aufgabe der Philosophie darin besteht, die Überzeugungen und Annahmen, von denen man bei einer Untersuchung ausgeht, zu klären, miteinander in Einklang zu bringen, zutage zu fördern und zu kritisieren, oder in der Entdeckung von Wahrheiten, die zu Anfang noch gar nicht zu erkennen waren. Um diese Frage zu beantworten, nimmt Davidson in den *Abhandlungen 15 und 16* (»Platons Philosoph« und »Der Sokratische Wahrheitsbegriff«) eine Untersuchung des Sokratischen Elenchos in Angriff. Gemeint ist jene ergebnislose Dialektik des Gesprächsaustauschs, in deren Rahmen Sokrates seinem Dialogpartner eine Behauptung entlockt, um so dann zu zeigen, daß diese Behauptung mit anderen Überzeugungen des Dialogpartners unvereinbar ist. Nun fragt man sich vielleicht, warum man auf diesem Weg zur Erkenntnis gelangen soll, da es doch keinen Grund gibt zu glauben, irgendeine Aussage einer widerspruchsfreien Aussagenmenge sei wahr. In den Dialogen der mittleren Periode zeigt sich, daß Platon selbst Zweifel am Wert des Elenchos hegte und sich eher von einer Welt der Ideen erwartete, sie könne uns Wissen vermitteln, das über unseren Ausgangspunkt hinausführt. Im *Philebos* jedoch – einem späten Dialog, der zugleich der letzte ist, in dem Sokrates als Hauptdialogpartner auftritt – bejaht Platon den Elenchos. Anscheinend ist er jetzt zu der Überzeugung gelangt, daß, wie Davidson an anderer Stelle ausführt, »in jedem von uns genügend Wahrheiten stecken, um den Gedanken plausibel zu machen, daß unsere Überzeugungen, wenn sie widerspruchsfrei sind, weitgehend wahr sein werden«. Und ebenso wie in seinen früheren sokratischen Dialogen beruft sich Platon jetzt auf den Gedanken, daß Wahrheiten nur im Kontext einer freimütigen Diskussions- und Kommunikationssituation zum Vorschein kommen.

Dieser Gedanke wird in der *17. Abhandlung*, »Dialektik und

Dialog«, weiter erkundet, indem auf die Kluft hingewiesen wird zwischen einem Austausch, dessen Teilnehmer klare Begriffe haben, und einem Austausch, bei dem die Begriffe selbst in den Blick kommen und nuanciert und entfaltet werden. Dergleichen geschieht eher im Rahmen eines mündlichen Gesprächs, und es erinnert ein wenig an die Art und Weise, in der sich die Sprache und das Denken entwickeln. Daher nennt Davidson den Elenchos »einen Mikrokosmos des fortwährenden Prozesses der Sprachbildung selbst«.

*Abhandlung 18:* In »Gadamer und Platons *Philebos*« richtet Davidson sein Augenmerk auf die wichtigsten Hinsichten, in denen er mit Gadamer übereinstimmt, und zwar sowohl bezüglich Platons *Philebos* als auch bezüglich des Wesens des Verstehens, der Wahrheit und der Sprache generell. Beide sind der Meinung, daß das Gespräch der Weg zu gemeinsamem Verständnis ist; daß das Gespräch eine gemeinsame Welt voraussetzt; daß die Sprache, wie Gadamer sagt, ihr wahres Sein nur im Gespräch hat; und daß die Sprache (um nochmals mit Gadamer zu reden) nicht nur ein Besitz des Menschen in dieser Welt ist, sondern eine Vorbedingung dafür, daß der Mensch überhaupt eine Welt hat. Im Gegensatz zu Gadamer pocht Davidson darauf, daß das Gespräch keine gemeinsame Sprache voraussetzt – eine Einsicht, die er in den Abhandlungen 7 bis 10 begründet hat.

*Abhandlung 19:* In »Der Aristotelische Handlungsbegriff« zeichnet Davidson die Entwicklung des Begriffs der Handlung von Aristoteles bis zur Gegenwart nach und deutet an, wie bestimmte Wege der empirischen Forschung unser Verständnis des Handelns in der Zukunft beeinflussen können.

In *Abhandlung 20*, »Spinozas kausale Theorie der Affekte«, kommt Davidson nochmals auf den anomalen Monismus zu sprechen, indem er von einer Erörterung der bekannten Schwierigkeiten ausgeht, die einer Harmonisierung bestimmter Gedanken Spinozas im Wege stehen. Spinoza vertritt näm-

lich eine monistische Theorie und behauptet zugleich, daß Geist und Körper – Ausdehnung und Denken – zwei verschiedene und nicht aufeinander zurückführbare Beschreibungsweisen der Welt sind; außerdem betont er die Realität des Mentalen und leugnet dabei, daß es Wechselwirkungen zwischen Geist und Körper gibt. Vor allem stellt sich die Frage: Wie kann man, wenn *a* unter dem Attribut »Ausdehnung« *b* verursacht und *b* unter dem Attribut »Denken« mit *c* identisch ist, bestreiten, daß *c* von *a* verursacht wird?

Davidson macht einen Lösungsvorschlag, indem er Spinoza eine dem anomalen Monismus (= AM) ähnliche Theorie zuschreibt sowie die in der 14. Abhandlung ausgearbeitete Unterscheidung zwischen Ursache und Gesetz. Dem AM zufolge kann jedes Einzelding, das sich durch das mentale Vokabular identifizieren läßt, auch durch das physikalische Vokabular identifiziert werden. Aber der Zweck eines Vokabulars besteht darin, Einzeldinge in Klassen zu sortieren; und daraus, daß jedes *Individuum* einer bestimmten Menge durch ein gegebenes Vokabular beschrieben werden kann, folgt nicht, daß die *Menge* mit Hilfe desselben Vokabulars definiert werden kann. Also während ein durch ein Vokabular beschriebenes Einzelereignis ein durch das andere Vokabular beschriebenes Einzelereignis verursachen kann, könnte man – ebenso wie Spinoza – sagen, daß es ausgeschlossen ist, in physikalischer Terminologie eine *völlig adäquate Erklärung* eines mentalen Ereignisses zu geben (und umgekehrt). Dies war, wie Davidson meint, die These, die Spinoza vorschwebte, als er Wechselwirkungen zwischen Geist und Körper bestritt.

Im Rahmen der im *Anhang* abgedruckten Erwiderungen auf Richard Rorty, Barry Stroud, John McDowell und Carlos Pereda erläutert Davidson seinen Standpunkt in bezug auf eine Reihe von Problemen. Zum einen geht es um die Frage, ob es, was mentale Einstellungen betrifft, so etwas wie harte Tatsachen gibt, zum anderen um Themen wie: die Unbe-